

Kuhwarme Milch

Autor(en): **Schwarzwald, Eugenie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 13

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kuhwarme Milch

Von Dr. Eugenie Schwarzwald

Als ich einmal in jungen Jahren in einem Marsroman las, auf dem Mars müßte jeder Mensch für sich allein in einem Kämmerlein seine Nahrung zu sich nehmen, taten mir die Marsbewohner leid. Gesellige Freude an den Gaben der Natur schien mir immer das Wichtigste an einer Mahlzeit.

Neuerdings neige ich immer mehr zu den Sitten der Marsbewohner. Seitdem das Essen als Krankenkost aufgemacht erscheint und Gegenstand fortwährender theoretischer Erörterungen ist, hat man das dringende Bedürfnis nach einem stillen Winkel, um da gefräßig ein paar Bissen in sich hineinzuschlingen.

Es kann nämlich das gemeinsame Essen niemand mehr recht freuen. Wenn die Dame, die neben einem sitzt, mit todesmutiger Entschlossenheit nichts als zwei Bananen und eine halbe Grapefruit zu sich nimmt, der Herr gegenüber mit schlecht gespielmtem Behagen seinen ungezuckerten Kamillenteeschlürft und der Tischnachbar einem die glückliche Botschaft ins Ohr flüstert, es gäbe jetzt ein Oel, welches, ohne die geringste Veränderung zu erleiden, den menschlichen Körper wieder verleihe, dann muß einem der Appetit vergehen. Wenn ich erst genau weiß, wieviel Kalorien und wieviel Vitamine eine Speise hat, dann habe ich die größte Mühe, sie zu schlucken. Ich bin ganz der Meinung meines achtjährigen Freundes Walter: «Was gesund ist, schmeckt nicht.»

Ein Kind hat es nämlich im Instinkt: «Was schmeckt, ist gesund!» Es will schwarzes Brot mit Butter essen. Es lechzt nach Obst. Es reißt die gelbe Rübe aus dem Boden, wo es ihrer habhaft werden kann und verzehrt sie, wenn es sich unbemerkt weiß, mitsamt der Erde. Erbsen zu schälen, fällt keinem Kinde ein. Zur Zitrone steht es in einem geradezu zärtlichen Verhältnis; um einer Limonade willen hat schon manches Kind Kopfweh simuliert.

Die Höhepunkte kindlichen Lebens in meiner Generation waren: in eine grüne Gurke, in eine rote Tomate, in eine gelbe Aprikose hineinzubeißen; dagegen verhielten wir uns durchaus ablehnend zu eingebranntem Gemüse. Aber das half uns nichts; denn die Köchin, die aus der Tatra stammte, hatte die Gewohnheit, sogar das Kompott mit Mehl einzubrennen. Gegenstand zu häuslichem Unfrieden bildete das täglich auftretende gekochte Rindfleisch. Nicht einmal die Drohung: «Wenn du kein Rindfleisch ißt, bekommst du keine Mehlspeise», konnte verfangen. Bis ich endlich ein Mittel fand, mich dieser Speise zu entziehen: ich behauptete nämlich, ich bekäme von ihrem Genuß eine rote Nase. Man sieht, alle Kinder von einst standen ungefähr dort, wo heute der hygienisch informierte Mensch steht. Wenn man uns Kinder damals nach unserer Lust hätte essen lassen, so brauchten wir jetzt nicht alle sechs Monate zu einer neuen Diät überzugehen; denn wir wüßten, wie alle besseren Tiere wissen, welche Nahrung uns gut tut.

In voller Erkenntnis der bisher noch recht unerforschten ungeheuren Wichtigkeit der Ernährung, stehe ich doch mit den wechselnden Speisemethoden von früher Jugend an auf schlechtem Fuße. Natürlich nicht ohne Grund: das alles kommt von der kuhwarmen Milch.

Das war nämlich so: Am Ostersonntag, als ich mit meinen Eltern behaglich beim Nachmittagskaffee saß, kam unversehens Tante Emmeline dazu und sagte zu meiner Mutter: «Das Kind muß kuhwarme Milch trinken. Sie ist lächerlich mager und da gibt es nichts Besseres als kuhwarme Milch, ich habe es selbst in der Gartenlaube gelesen.» Mit Unlust hörten meine dreizehnjährigen Ohren dieses Diktum. Erstens begegnete ich allen Äußerungen meiner Tante von früh an mit Mißtrauen, und zweitens ging mir das Wort «kuhwarm» irgendwie auf die Nerven.

Noch mehr aber die Sache selbst. Meine Mutter — jeder Anregung im Interesse ihrer Kinder zugänglich — hatte nämlich leider bald einen Bauernhof ausfindig gemacht, nur zwanzig Minuten von unserem Wohnhaus entfernt, wo man geneigt war, mir dieses köstliche Naß allmorgendlich vor der Schule direkt von der Kuh weg zu kredenzen. Nun begannen schlimme Tage. Es hieß eine ganze Stunde früher aufstehen, bei jedem Wetter den schlechten Weg gehen, um dann am Ziele das unangenehme Getränk mit zugehaltener Nase einzugießen. Der Stall roch abscheulich. Das Kälbchen, dem man seine angestammte Nahrung wegsoff, tat einem leid. Die unerhörte Intimität, in der man gezwungen war, mit einem anderen Lebewesen zu stehen, erweckte Abscheu. Das ganze war eine Zumutung.

Aber nicht lange. Ein lebensfähiges Kind weiß jede Sache zu drehen, daß zuletzt ein Rosenschimmer von ihr ausgeht. Ich konnte schon ein wenig Latein und wußte, daß es heißt: solamen miseris, socius habuisse malorum.

Solche Genossen begann ich anzuwerben. Mit dem

Fanatismus aller Neubekehrten pries ich meinen Schulkameradinnen das Glück des Genusses kuhwarmer Milch an. In kurzem war es in meiner Klasse die große Mode, kuhwarme Milch zu trinken. Bald schritt ich fröhlich an der Spitze einer kleinen, aber tapferen Schar von Kolleginnen zu der heilbringenden kuhwarmen Quelle. Was allein eine Pein und beinahe eine Schande gewesen war, mit Gleichgesinnten zusammen war es eine Ehre, jedenfalls ein Vergnügen. Ein slavisches Sprichwort sagt: guter Gesellschaft zuliebe läßt sich der Zigeuner sogar aufhängen. Genau so sind Kinder. Gemeinsamer Lebertran ist ihnen lieber als einsamer Nektar. Bald bildeten «die Kuhwarmen», so nannten wir uns, eine eigene Gruppe mit feststehenden Riten, einer Geheimsprache und kleinen Ueberheblichkeiten gegen die Umwelt, von der wir uns durch ein am Kleide angestektes grünes Blatt unterschieden.

Den Höhepunkt aber erreichte unsere Unternehmung im Mai, als meine Freundin Hermine ihren Bruder Rudolf mitbrachte. Er war schon siebzehn Jahre alt, und sah, darauf schwöre ich noch heute, sehr gut aus. Er nannte uns alle «Fräulein» und übte an uns alle Artigkeiten ein, die er in der Tanzstunde mit großen Mädchen gelernt hatte. Ich aber war ihm mehr. Mir brachte er an einem Tage einen Maiglöckchenstrauß, an einem anderen ein Büschel Walderdbeeren und eines Tages sogar — wie war das atemberaubend schön — ein Gedicht. Er sagte es nicht, aber es war ganz deutlich, ich war seine Muse. Denn wenn er durch seine Dichtung ein Mädchen wandeln ließ, welches permanent «die rote Flamme» genannt wurde, so konnte das nur ich sein. Kannte doch die ganze Stadt das hochrote Kleid, das ich anhatte seit drei Jahren. Früher hatte ich es verwaschen und ausgewaschen gefunden. Jetzt war ich damit auch des Sonntags festlich angetan.

Jede Woche bekam ich ein Gedicht. Nie zuvor hatte ich geahnt, daß die Natur, unsere kleine Stadt und meine Person so viel Stoff bieten könnten. Leider zog ich mir auf einmal den Zorn des Dichters zu. Ich war nämlich ohne besonderen Anlaß dem Milchtrinken ferngeblieben. Da überreichte er mir, nicht wie sonst, mit einem viel-sagenden Blick, sondern traurig und abgewandt ein Gedicht. Es stak ausnahmsweise feierlich in einer Enveloppe. Sechs Strophen waren es, in denen Sehnsucht nach der Ungetreuen abgewandelt wurde, bei dem Refrain: «O liebliche Schlange, mir ist so bange» schauerte ich jedesmal zusammen. Aber auch das war Glück. Alle meine Tage waren durchsüßt und durchsonnt. Mein Ansehen in der Klasse aber stieg von Stunde zu Stunde.

Am 29. September, am Michaelitag, ich weiß das Datum deshalb, weil wir «Kuhwarmen» vorhatten, zur Feier des

Tages im Freien Kartoffeln zu braten, stürzte Tante Emmeline in unser Speisezimmer. In der Hand schwang sie ein Heft von «Ueber Land und Meer». «Denkt euch», rief sie aufgeregt, «da drin steht, daß kuhwarme Milch Tuberkelbazillen enthält und für zarte Kinder Gift ist. Sag mal», fragte sie mich mit jenem Vorwurf, der ihrer Stimme angeboren war, «du trinkst doch nicht etwa kuhwarme Milch?» «Doch», antwortete ich ruhig. «Um Himmels willen, dann mußt du sofort damit aufhören», sagte sie in jenem Ton, der in unserer Familie als inappellabel galt.

Der nächste Tag war schwarz verhangen für mich. Ich mußte in der Klasse bekennen, daß das mit der kuhwarmen Milch ein Irrtum der Gartenlaube gewesen sei. An diesem Tage sanken meine Aktien ins Bodenlose und erholten sich erst nach vierzehn Tagen, als ich Ibsens «Volksfeind», der uns verboten war, in die Schule einschmuggelte. Ein anderes Unglück aber, das mich aus diesem Anlaß traf, war nicht wieder gutzumachen: ich habe meinen Dichter niemals wiedergesehen!

Wer kann mir da übelnehmen, wenn ich nichts von Essen und Trinkmoden hören will? Ich werde krüpplich, so oft mich einer fragt: «Essen Sie schon Rohkost?» Oder mir rät: «Sie sollten morgens nur Kefir und Orangensaft zu sich nehmen.» Oder behauptet: «Ein Liter heißes Wasser gleich nach dem Aufstehen ist ein Zaubertrank.» Die Warnung, der Gemüseernte nicht den Vorzug zu geben, da sich die Landwirtschaft neuerdings des Kunstdüngers bediene, findet bei mir taube Ohren. Die Empfehlung: «Essen Sie Luftbrot, es riecht nach nichts, es schmeckt nach nichts, es ist ganz neutral», werde ich nächstens mit einem tötlichen Angriff beantworten.

Wir haben gelernt: man lebt nicht, um zu essen, sondern man ißt, um zu leben. Beides ist falsch. Wahr ist vielmehr, daß man lebt und daß es, da man zu diesem Zweck essen muß, bitter not tut, aus dieser Notwendigkeit ein bißchen Lust herauszuholen. Alle unsere Sinne wünschen sich an der Mahlzeit zu beteiligen, nur unser Verstand möchte dabei nichts zu tun haben. Er verlangt, daß der Mensch instinktiv alles ihm Schädliche ablehne und nur das verzehre, wobei ihm das Wasser im Munde zusammenläuft. Jedenfalls will er nicht bei jedem Bissen interviewt werden.

Aber bis es einmal so weit kommt, daß man einen Menschen, der unrichtige Dinge ißt, der sich überlistet, der sich durch Fasten ruiniert, der sich in der Ernährung aus einem Extrem ins andere stürzt, einen Narren nennt, wird es noch lange dauern. Denn die Menschheit kommt in der Frage der Ernährung (wie in allen anderen Dingen) nur in der Art vorwärts, wie die Echternacher Springprozession: drei Schritte vor und zwei zurück.

Kriminalistische Rundschau

Von Dr. H. Magnus

Die Erfolge von Scotland Yard.

Die vorbildliche Organisation der Londoner Polizei in Scotland Yard ist weltberühmt. 20200 Menschen gehören dieser straff geführten Organisation an. Ungefähr 1000 Beamte sind im Kriminaldienst beschäftigt, und zwar die intelligentesten und tüchtigsten, die nach einem strengen Ausleseverfahren jeweils aus der Zahl der 17000 uniformierten police-constables und den übrigen im inneren Verwaltungsdienst beschäftigten Beamten herausgesucht werden.

An der Spitze dieser großen Polizei-Armee steht der Commissioner, dessen Stab sich aus 4 assistant commissioners zusammensetzt. Diese «5 Großen» von Scotland Yard treffen sich jeden Vormittag zu einer bestimmten Stunde im sog. Kartensaal. Hier werden alle während der letzten 24 Stunden in der Weltstadt begangenen Verbrechen auf großen, an den Wänden hängenden Karten dargestellt. Ein Beamter ist ständig damit beschäftigt, auf den weißen Karten Kurven, Linien, Zahlen und Buchstaben in verschiedenen Farben einzutragen. Mit einem Blick können hier die «Big Five» abzulesen, wieviele Autos in der vergangenen Nacht gestohlen wurden und in welchen Gegenden dies geschah. Eine Karte zeigt, wie viele

Autounfälle sich ereignet haben und an welchen Orten. Die Zahl der Diebstähle, der Morde, der Verhaftungen sind derart aufgezeichnet, daß man ständig den Vergleich mit den vorhergehenden Tagen und Wochen ziehen kann.

Der Commissioner und sein Stab können täglich erkennen, in welchen Stadtvierteln sich die Verbrecher am zahlreichsten hervorwagen, welche Verbrechenarten in der Zunahme, welche in der Abnahme begriffen sind, auf welchen Gebieten die Polizeibeamten in der Hauptsache einzusetzen sind.

Die wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der Scotland Yard auf diese Weise verwaltet wird, führt zu einer in ihren Erfolgen einzigartigen Verbrechensbekämpfung. So blieben z. B. in den letzten vier Jahren nur 5 Prozent aller Morde im Bezirk von Scotland Yard unaufgeklärt. Es handelte sich um insgesamt 390 Morde. In 288 Fällen wurden die Täter verhaftet, in 83 Fällen begingen die Täter Selbstmord und nur 19 Täter blieben unermittelt. Zum Vergleich sei angeführt, daß gleichfalls innerhalb von vier Jahren im Bezirk Chikagos 36 Prozent aller Morde unaufgeklärt blieben, während in New York sogar nur 53,8 Prozent aller Morde zur gerichtlichen Verhandlung kamen.

(Fortsetzung Seite 383)